Der illustrierte Sonntag

Nummer 15 | Sonntag, den 13. April 1941 | 10. Jahrgang

Zwischen Licht und Finsternis

Vom Sinn des auferstehenden Lebens

Wenn gegen Ostern die Frühlingssonne mit ersten milden Strahlen auf den lichthungrigen Menschen unserer Zone herniederscheint, ist es ihm, als flute ein wärmender Feuerstrom durch seine Adern. Kräfte, die den Winter über brach gelegen, drängen in ihm stürmisch zur Entfaltung. Mut und Tatenwille entzünden sich an ihnen.

Sonne und Feuer erscheinen nicht von ungefähr in der österlichen Symbolik. Ohne Feuer keine Wärme, kein Licht und kein keimendes- sprießendes Leben. Der altgermanische Bauer war sich seines gleichnishaften Tuns bewußt, wenn er im Lenz die Gründung eines Ehestandes und einer Familie mit dem Entfachen eines weithin sichtbaren Feuers begann. Er bekundete damit, daß an dieser Feuerstelle er und die Seinen sich geborgen fühlen durften, daß ungute Gedanken an dieser Statt keine Bleibe hatten, weil das Feuer auch die Gewissen läuterte. Im Knistern und Rauschen der Flammen wußten sie sich den Göttern nahe, den lebenerhaltenden, segenspendenden, und das Urlicht der Wahrheit leuchtete ihnen.

War der Winter besiegt, so feierten unsere Altvordern ein großes Opferfest. Es war, wie wir wissen, mit dem Abbrennen mächtiger Feuer verbunden, und Osterfeuer wie brennende Osterräder erinnern noch heute an die schöne Frühlingssitte aus germanischer Vorzeit.

Eingespannt in den ewigen Wechsel von Tag und Nacht, Licht und Finsternis, frohlockte der naturgebundene Mensch jener Zeiten, wenn das Dunkle, das Prinzip des Vernichtenden und Schlechten, dem Hellen und Heldischen immer sichtbarer weichen mußte. Ueber die Polarität Tag-Nacht haben bereits unsere Mystiker ernsthaft nachgesonnen. Einem Jakob Böhme sind sie freilich nur mit Willen und Begierde geschieden. Wohl haben Tag und Nacht zweierlei Freude in sich: der Tag das hitzige, aufschließende und die Nacht das kalte, einschlafende. Und doch empfindet er sie letzten Endes als ein Feuer, da sich keines ohne das andere offenbare. Er sieht in der Kälte die Wurzel der Hitze, und in der Hitze die alleinige Ursache, daß die Kälte von uns empfunden wird. Beide sind in stetem Kampf. Wären sie es nicht, wären alle Dinge ein Nichts und ständen still, regungslos.

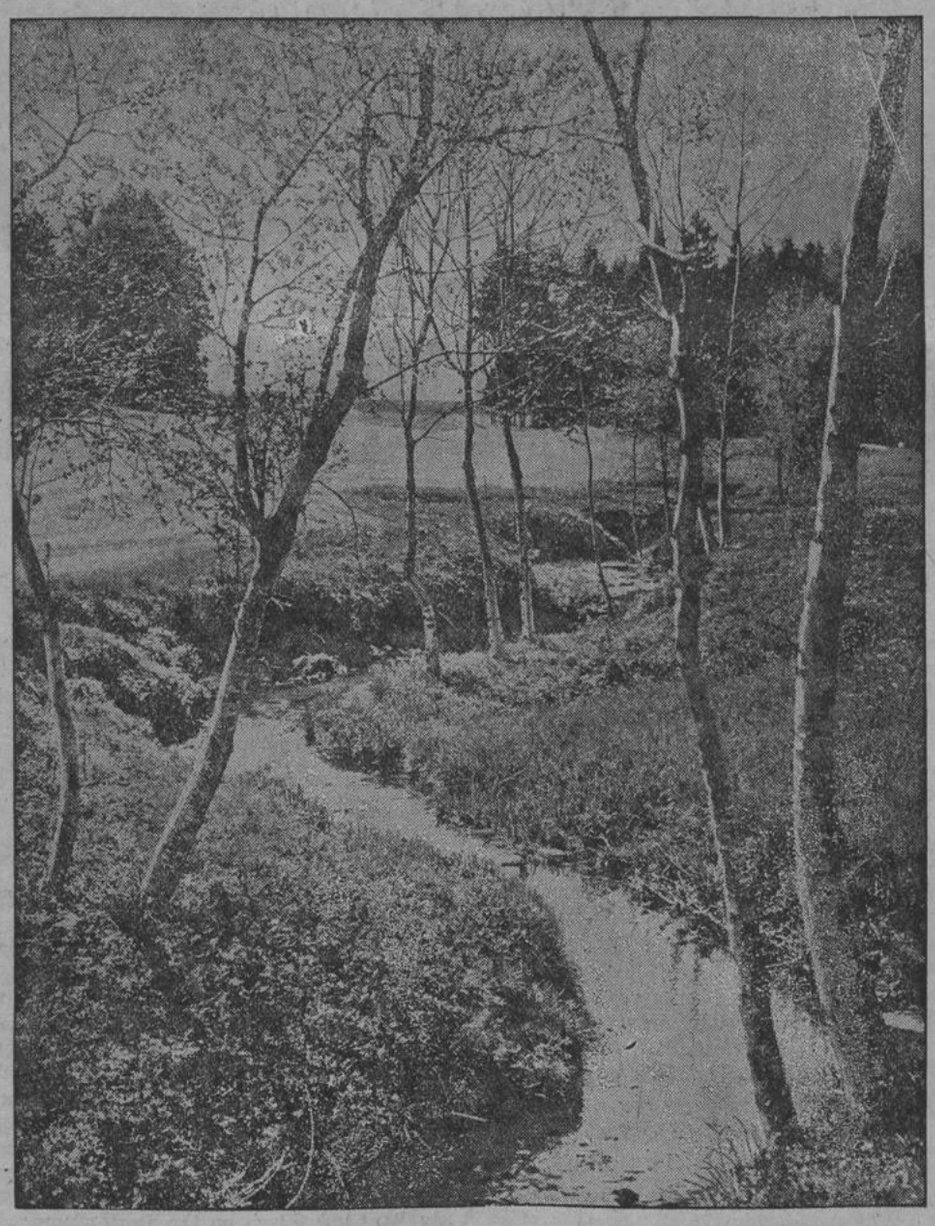
Uralt wie die Menschheit ist auch die Frage nach dem Schöpfer von Licht und Finsternis, des Schlafens und Wachens, des ewigen Werdens von Morgen, Mittag und Abend als Mahnrunen der Entscheidung aller Lebewesen zwischen Licht und Finsternis. Aufgerichtet am Horizonte der Natur steht für Giordano Bruno, den großen Denker, der Mensch im Spannungsverhältnis dieser Polarität. Er verbleibt zeit seines Daseins an der Grenze zwischen Ewigkeit und Zeitlichkeit, zwischen Urbild und Nachschöpfung, zwischen Verstandes- und Sinnenwelt und füllt selbst damit gleichsam die Lücke zwischen den einander fliehenden Polen. Hier aber stoßen wir an den Kern alles Lebendigen. Das Urbild Gottes spiegelt sich im Menschen, und auf spiegelbildlicher Gegenspannung beruht gerade das Wesentliche aller hohen Menschenschöpfung.

Das Licht der Wahrheit und Erkenntnis leuchtet durch alle Finsternisse des Unglaubens und der geistigen Trägheit und läßt uns immer wieder neugestärkt aus Grüften auferstehen. Denn es ist göttlichen Ursprungs. Und wie ein Gesicht, das von innen her beseelt erscheint, uns schön anmutet, so ist es auch die Welt, weil aus ihr das Göttliche hervorscheint. „Es ist gar nicht möglich", schreibt Hebbel, „daß die Ideen von Gott und Unsterblichkeit Irrtümer sind! Wären sie das, so überwöge ja der Wahn real alle Wahrheit, und das ist eine Ungereimtheit. Wir können jene Idee nicht beweisen, weil wir uns selbst nicht beweisen können . . . wir könnten die Unsterblichkeit gewiß beweisen, wenn wir nicht selbst unsterblich wären."

Unsterblichkeits- und Auferstehungsglaube sind nicht voneinander zu scheiden, denn der eine bedingt den anderen. Mit Findlingsblöcken und Erdwällen baute sich der Mensch der Frühzeit bedeutsame Anlagen umeinanderlaufender Gänge, welche die Vorgeschichtsforschung als Drehburgen bezeichnet. In ihnen bewegte sich der Mensch in vor- und zurückführenden Windungen um einen kreuzförmigen innersten Bezirk. Und wir wissen heute, daß damals bestimmte Vorgänge des Gemeinschaftslebens an diese Anlage gebunden waren und im Zusammenhang mit ihrem Bewegungszwang standen. Der Mensch gab sich Zeichen und wirkte in Zeichen, und im Keimpunkt aller Zeichenwirksamkeit lag die uralte Auferstehungsforderung: Werde, der du bist!

Es ist dies eine wahrhaft erhebende Vorstellung, wie der Mensch im ständigen Kampf zwischen Licht und Finsternis, zwischen gut und böse durch die Jahrtausende immer wieder die Fackel des Glaubens und der Erkenntnis entzündet, aus Grüften emporsteigt und, gewandelt, geläutert, sein Sinnen und Trachten sonnenwärts richtet.

Ernst Hillebrand.



Am Ostermorgen

Das erste zarte Grün haben Baum und Strauch angelegt, und durch die frühlingsfrohe Au plätschert munter das klare Bächlein. (Scherl-Wagenborg / M.)

Osterfreude

Ein Lied der Freude überschwebt
der Erde junges Angesicht.
Und was im Dunkel still gelebt
drängt jubelnd sich ins helle Licht.

Es präludiert der Frühlingswind
auf seiner Orgel wunderbar.
Die Brunnen aller Liebe sind
befreit und fließen rein und klar.

Du wanderst durch den Morgenglanz
und hörst den Osterklang der Zeit.
Dein hoffend Herz erfüllt sich ganz
mit einer starken Fröhlichkeit.

Franz Cingia.

Schweigender Gang zur Quelle

Osterskizze von Herbert Steinmann

Grau lag die Morgendämmerung des Ostermorgens über den roten Dächern des Dorfes. Dunkel reckte sich der Wald über den Höhen. Noch war die Sonne nicht aufgegangen.

Regungslos stand Hannelore Schulz an der Gartenpforte in qualvoller Unschlüssigkeit. In der Morgenkühle fröstelnd, zog sie den leichten Mantel fester um die Schultern. Energisch klammerte sie die Hand um den Griff des hübschen alten Tonkruges, den sie drinnen in der Wohnküche vom Sims genommen hatte, um Osterwasser zu holen.

Da — irgendwo in der fahlen Dämmerung erklangen leichte Schritte. Helle Frauenkleider schimmerten auf. Mädchen, die gleichfalls gingen, um Osterwasser zu holen. Ein stiller, schweigender Gang, denn schweigen mußte man dabei, das war alter Brauch — sonst war der Weg nutzlos.

Immer noch zögert das Mädchen. Immer noch suchen die dunklen Augen aufmerksam den beiden Frauen nach, die da leise durch die Dämmerung schritten.

Sie gingen zum Brunnen, der mitten im Dorf unter der alten Linde stand. Das war so üblich, und war auch näher — — —

Aber da waren die Burschen und neckten die Mädchen und suchten sie zum Sprechen zu bringen.

Hannelore reckte sich. Ach, die fürchtete sie alle nicht. Die waren ihr gleichgültig. Bis auf den Einen, den Einen, der gestern wiedergekommen war, nachdem er ein Jahr nichts hatte von sich hören lassen.

Braungebrannt und keck hatte er vor ihr gestanden, der Karl Zimmermann, noch immer mit dem verwegenen Lächeln um die Lippen, das sie einst so gern an ihm gehabt hatte. Aber warum hatte er nie geschrieben, warum hatte er nie ein Lebenszeichen von sich gegeben?

Sie waren sich doch beinahe schon einig gewesen, damals, als er von ihr fortging in die große Stadt, weil er es nicht aushielt in der Enge des Dorfes, wie er sagte.

Und nun war er wieder da!

Sie hatte geglaubt, das Herz müsse ihr aussetzen, als sie ihn vor sich sah. Er hatte sie begrüßt, als ob gar nicht geschehen wäre, aber da hatte sich ihr Stolz aufgerichtet — sie hatte ihn kühl und kalt behandelt. Es war ihr sehr schwer gefallen, aber Strafe muß sein.

Da hatte er nur leise gelacht wie über die Unvernunft eines kleinen Kindes:

„Na, denn nicht, Hannelore — wir sehen uns schon noch wieder. Du holst ja morgen früh Osterwasser vom Dorfbrunnen, wie immer — da werden wir uns sicher treffen —"

In der Erinnerung an diese Worte wirft das Mädchen den Kopf trotzig in den Nacken:

„Nun gerade nicht! Nun gerade nicht! Du sollst nicht denken, ich laufe dir nach — warte nur am Dorfbrunnen bis du schwarz wirst, magst die andern Mädchen dort necken — ich gehe drüben zur Quelle im Wald. An die denkst du sicher nicht mehr — — "

Langsam schreitet das Mädchen jetzt seinem Ziele zu.

Kurz ist der Weg, wenn man in tiefen Gedanken ist. Bald ist der Wald erreicht. Bergan geht der Weg, ein schmaler Pfad nur zwischen hohen, stillen Tannen. In den frühlingsgrünen Gräsern am Wegrand hängen frische Tautropfen. Lichter wird die Dämmerung. Irgendwo regt sich ein Vogel. Langsam bricht der Ostermorgen an.

Hannelore ist in tiefem Sinnen. Ist sie diesen Weg schon oft gegangen, den Weg zur murmelnden Quelle, allein, und dann mit ihm — damals, als er noch hier war. Da hat er ihr von seiner Unruhe gesprochen und daß er die Welt sehen müsse, und die großen Städte, und immer weniger sprach er von ihrer Liebe.

Nein, an diesen Weg denkst du sicher nicht mehr, Karl Zimmermann . . .!

Jetzt ist sie auf der Höhe. Frischer geht der Wind hier. Drüben im Osten schimmert es rosa und rot — der Sonnenaufgang ist nahe.

Mahnend klingt das Murmeln der Quelle auf.

Da beugt sie sich zu ihr nieder. Aber jäh fährt sie wieder auf. Ein Männerschritt hallt hinter ihr. Sie braucht sich nicht umzusehen. Sie kennt ihn. Und da taucht auch schon Karl Zimmermanns braunes Gesicht neben ihr auf.

Aufschreien möchte sie, ihn empört anschreien. Aber sie muß ja schweigen. Es ist alter Brauch beim Holen des Osterwassers. So muß sie es auch dulden, daß er ihr sanft den Krug aus der Hand nimmt und ihn an der Quelle füllt. Wie er sich aufrichtet, muß sie ihm in die Augen sehen. Kein Trotz, keine Wildheit ist in seinem Blick — jäh wendet sie sich ab.

In diesem Augenblick aber steigt rot und freudig die Sonnenscheibe im Osten auf. Sonnenglast liegt auf allen Bäumen und Büschen. Von irgendwoher begrüßt ein kleiner Singvogel mit schmetterndem Jubel den Ostermorgen.

Schweigend gehen sie abwärts. Immer heller wird die Welt, immer lebendiger der Wald ringsherum vom Gesang der Vögel.

Jetzt ist das Dorf mit seinen roten Dächern, seinem spitzen weißen Kirchturm, seinen grauen Gärten im ersten Morgenrot vor ihnen.

Da setzt Karl Zimmermann den Krug mit dem Osterwasser behutsam zu Boden. Fast schüchtern zieht er das Mädchen langsam an sich und küßt es mitten auf den Mund.

Hannelore preßt es das Herz zusammen. Der Mund öffnet sich. Aber ihr Begleiter weist nur stumm auf den Krug. Da schweigt sie.

Endlich ist die Gartenpforte erreicht. Wieder setzt der Mann den Krug nieder.

„Jetzt darf man wohl sprechen! Ich habe dir viel abzubitten, Hannelore. Ich habe das Heimweh kennengelernt und bin reifer und älter geworden da draußen — ich möchte mit dir und den Eltern sprechen. Darf ich kommen?" Sie sieht ihn lange an. Dann kommt es wie ein banges Flüstern. „Du — liebst mich noch, du willst mich noch —?" Er nickt lächelnd. „Hätte ich sonst an den Weg zur Quelle gedacht?" Hell liegt das Licht des Ostermorgens auf ihren Gesichtern. „Wir warten auf dich — —" sagt sie nur.

Erinnerungen an Mailand

VON DR. GRETE LAUMANNS

Inmitten der Lombardia, jener weiten und leuchtenden norditalienischen Landschaft, liegt Milano, das gallische Mediolanum, dessen Name schon die glückliche Lage dieser Stadt wiederspiegelt, in der alles Leben in Oberitalien zusammenströmte und von der es zu allen Zeiten noch glänzender wieder ausstrahlte.

Mailand, das aus jeder Epoche seiner reichen, bewegten Geschichte bis in unsere Zeit Erinnerungen und Denkmäler bewahrte, überrascht trotzdem heute den Besucher zunächst durch die Aehnlichkeit mit irgendeiner anderen modernen mitteleuropäischen Stadt; es trägt gewiß am wenigsten typisch italienische Züge. Doch klingt dieses häufig von Deutschen gefällte Urteil nicht gerade wie ein Lob in den Ohren der Mailänder, bestimmt nicht in denen der „echten" alten Stadtbewohner, die, zum Unterschied von den eingewanderten Neuansiedlern im weiten Stadtumkreis, den Gebrauch des Dialektes bewahrt haben, die alten Ueberlieferungen, den Stolz auf ihre besondere Art. Zu ihnen gehören auch die Besitzer der alten städtischen Patrizierhäuser und der palastartigen Renaissancegebäude: vor den Toren der Stadt sind sie die Eigentümer der fruchtbaren, malerisch wirkenden Reisfelder mit ihren schnurgeraden Reihen von Maulbeerbäumen ringsum.

Dies alte Mailand erhebt auch den Anspruch, „moralische Hauptstadt" der italienischen Halbinsel zu sein, ein Anspruch, der durch die Fortschrittsfreudigkeit der kommerziell und geistig regsamen Makländer, deren Stadt auch die Wiege des Faschismus war, gerechtfertigt erscheint.

Wer daher im heutigen Mailand noch die geruhsamen Sitten, das gemächliche und üppige Stadtleben mit seiner künstlerischen und kulturellen Betriebsamkeit wiederfinden will, wie es etwa Manzoni in einem Roman aus dem 17. Jahrhundert beschreibt, der ist schwer enttäuscht. Der hastende Verkehr besonders in den hindernisreichen Straßen im Stadtinnern ist nicht einmal mit dem Berlins zu vergleichen, wo das pulsierende Großstadtleben allmählich in den über weite Flächen sich ausdehnenden Vororten — die in Mailand fast ganz fehlen — verebbt.

Und doch haben dauernde bauliche Aenderungen zur Schaffung großer Straßendurchbrüche nicht einen Winkel der Stadt ganz unberührt gelassen. Aber in Mailand besteht wie in keiner andern Stadt Italiens die Notwendigkeit, moderner Lebens- und Denkungsart im Straßenbild Ausdruck zu geben und ihm gleichzeitig seine kostbaren Bauwerke und Denkmäler zu erhalten. Seltsamerweise stellte sich heraus, daß nach dem Zerstören des mittelalterlichen Straßennetzes (und leider auch vieler weiter Gärten und geräumiger, schattiger Innenhöfe) und bei der Wiederherstellung neuer Verkehrsadern, diese häufig den altrömischen Straßenlinien entsprechen. Ein Symbol für den Kampf zwischen römischer Urbanität und mittelalterlicher Aristokratenherrschaft in Mailand, in dem endgültig jene den Sieg errang! — Was der Stadt an Altem blieb, ist wenig im Vergleich zu dem Kunstreichtum der übrigen italienischen Städte, doch lohnt es sich, dies aufzusuchen.

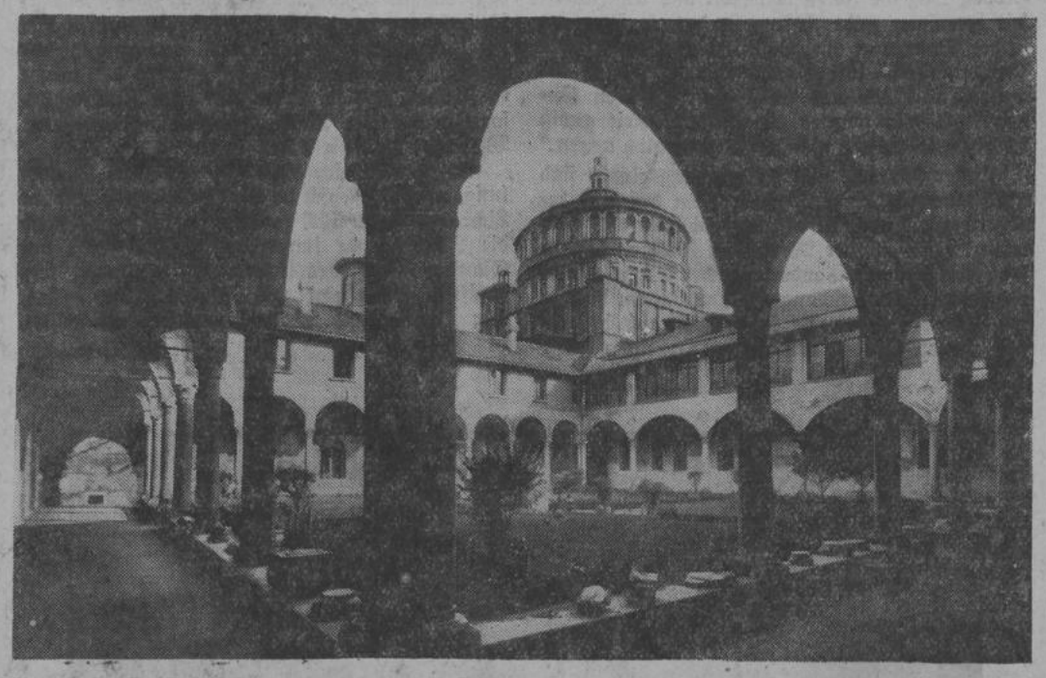
Man muß die Kostbarkeiten der Stadt erst entdecken, nur wenige liegen für alle Augen sichtbar an den großen Corsos, wie z. B. das Kastell der Sforzas am dem Foro Bonaparte oder der weltberühmte Mailänder Dom am Corso Vittorio Emanuele. Um diesen beherrschenden Mittelpunkt der Stadt brandet das Leben zu jeder Tagesstunde. Gewaltig bei aller Feingliedrigkeit und Aufteilung der Mauern in eine Unzahl von Fialen und Statuen, ein Festspiel für die Augen — besonders wenn der weiße Marmor rosa in der Abendsonne erstrahlt, wirkt er doch fremd auf italienischem Boden und bleibt ein Streitobjekt für alle Kunstfreunde, dieses „Weihegeschenk der Renaissance an die sterbende Gotik".

Das eigentliche Wahrzeichen für Mailand aber ist — für jeden, der es lieb gewonnen hat — Sant' Ambrogio. Unvergeßlich großartig bleibt für ihn der Eindruck, wenn er zum ersten Male aus der lärmenden heißen Stadt in das Atrium vor die romanische Basilika tritt. Noch unter den schlanken, geschwungenen Bogen der von Bramante errichteten Vorhalle verweilend, durch den plötzlichen Wechsel von der Sonne draußen zur Kühle drinnen erschauernd, gleitet der Blick weiter über den Vorhof zur Kirche hin, der Bischof Ambrosius den Namen gab; das Auge erwärmt sich wieder am feurigen Rot des Steins. Hoch und eckig erhebt sich der Turm gegen den tiefblauen Himmel. Unendliche Harmonie von Form, Farbe und tiefstem Ausdruck!

Kaum etwas blieb der Stadt an Kunstwerken aus jener romanischen Frühzeit. Der Brand von 1162 verschonte außer dieser ältesten Kirche nur wenig.

Allein unter südlichem Himmel, südliche Vegetation umschließend, sind jene kühlen und doch so lieblichen Bauwerke aus dem Rinascimento denkbar, wie es in Mailand der Klosterhof von „Santa Maria della Grazie" ist. Nachdem man im Refektorium dieses ursprünglichen Dominikanerklosters Leonardos Abendmahl geschaut hat, drängt es einen, allein zu sein, man geht einige Schritte und findet sich unter den schattigen, schwingenden Wandelgängen des ehemaligen Klosters geborgen. Durch die Arkadenreihen und über den alten Klosterhof hinaus sieht man Bramantes Renaissancekuppel malerisch und sonnenüberstrahlt sich über der gotischen Kirche erheben; das ganze Bild in seiner Geschlossenheit ein Meisterwerk italienischer Architektur!

Sehr viel bliebe noch zu sagen, um Mailand das Lob zu spenden, das es verdient, dieser so oft von enttäuschten Reisenden geschmähten Stadt; von Fremden, die von jenseits der Alpen kamen und sich nicht die Zeit nahmen, die Eigenart dieser Stadt zu ergründen.



S. Maria delle Grazie - Il Chiostro

Gaststätten im alten Pompeji

VON PROFESSOR DR. WALTER BOMBE

Das klassische Altertum kannte schon Gasthöfe, Aufenthaltsgelegenheiten, die denen unserer Zeit ähnlich waren. Es gab auch damals Gelegenheiten zum Pferdewechsel mit und ohne „Satteltschoppen" wie heutzutage, ebenso Garküchen und Schenken aller Art. In Pompeji, der vom Vesuv im Jahre 79 n. Chr. verschütteten Stadt, waren die Garküchen und Schenken leicht kenntlich. An der Straße stand ein großer steinerner, oft mit buntem Marmor belegter Tisch, der sich auch an einer Seite nach der Wand fortsetzte. Große Töpfe, zum Teil mit Feuerlöchern zum Warmhalten, waren in den Tisch eingelassen, und ein treppenartiger Aufbau auf dem Tische diente zur Auslage der Spezialitäten wie der berühmten Pompejaner Fischsauce und anderer Gerichte, und Wein von den Abhängen des Vesuvs, aus den gesegneten Gauen Süditaliens und Griechenlands gab es in reicher Fülle.

In einer draußen am Stabianer Tor gelegenen Kneipe preist der Wirt die Weinlauben und sonstigen Vorzüge seiner Gaststätte in einem artigen Verschen an:

„Garten, rohrgeflocht'ne Laube,
Becher find'st du hier und Rosen,
Saitenspiel und Flötenklang
Werden lieblich dich umkosen.
Komm' und ruh' nach heißem Wege,
Unter Reben, dicht belaubt,
Und mit Rosen, frisch und duftig,
Kränze froh das müde Haupt!"

Einer der Gäste dieser Kneipe machte seinem Aerger über den gewässerten Wein mit einem anderen Verschen Luft:

„Kneipwirt, möchten solche Lügen
Auch einmal dich selbst betrügen!
Du trinkst ungemischten Wein,
Andern schenkst du Wasser ein!"

Es sei hier vermerkt, daß alle schweren Weine meist mit Wasser vermischt wurden, wozu ein Mischkrug diente. Man konnte den Wein warm trinken, wofür glühende Holzkohlen bereit lagen; wer es aber liebte, den Wein kalt zu trinken, kühlte ihn mit Schnee. Als Schöpfgefäße dienten langstielige Löffel. Man trank aus Schalen, Bechern oder aus Trinkhörnern, den Rhythien, aus deren Spitze man sich den Weinstrahl in den Mund laufen ließ, indem man das Horn möglichst hoch hielt, wie das noch heute in spanischen Schenken üblich ist. Da Wein, Weib und Würfelspiel die Gemüter erhitzten, so waren in diesen Kneipen Zank und Streit an der Tagesordnung. Aber wenn die Gäste aneinander gerieten, so wußte der Wirt sein Hausrecht zu wahren: „Ite foras, rixsatis!" „Hinaus mit euch, ihr fangt ja Streit an!"

In den Wirtshäusern, Kutscherkneipen und Schenken für die behäbigen Bürger sind solche Inschriften oft der Text zu Bildern. So wird einmal ein Gast dargestellt, der den Wirt um einen frischen Trank bittet: „Da fridum pusillum!" Ein anderer Gast spricht zum Wirt: „Tu' noch einen Becher Setinerwein hinzu!" Während jemand in der Basilika gesteht: „Suavis hat einen schrecklichen Durst auf volle Krüge!"

An der Ecke der Merkurstraße lag eine bescheidene, bei dem Volke beliebte Kneipe. Ein mit buntem Marmor bekleideter Schenktisch, ein Küchenherd zur Bereitung warmer Speisen und ein Treppchen zur Aufstellung von Weinkrügen waren die Ausstattung. Andere Waren mögen an den Wänden gehangen oder, wie das Gemüse, vor der Tür neben dem Eingang ausgelegen haben. Nach hinten gab es noch zwei Kammern und einen behaglichen größeren Raum für die Stammkundschaft. Hier laufen um die Wände schlecht erhaltene Bilder und Inschriften mit der gemalten Wiedergabe des Wirtshauslebens: Männer und Frauen, an Tischen sitzend und trinkend, über denen Würste, Zwiebeln und große Käselaibe an einer Stange hängen.

Es sind auch sonst noch Wandbilder erhalten, auf denen dargestellt ist, wie die Gäste es sich behaglich machen, von der Kellnerin frischen Stoff fordern, ihr Spielchen machen, sich dabei erhitzen und zanken und schließlich an die Luft gesetzt werden. Bei den letzten Grabungen fanden sich zahlreiche an die Wand gelehnte Weinkrüge in einer der Garküchen. Hier konnte man offenbar das, was man eingekauft hatte, in einem Hinterzimmer behaglich verzehren und seinen Wein dazu trinken, und häufig wird man hier auch Gelegenheit gehabt haben, zu übernachten. „Hier schlief Vibius Restitutus ganz allein und gedachte in Sehnsucht seiner Urbana" — so meldet eine Inschrift. Besonders häufig sind Worte der Liebe: „Testilia, Königin von Pompeji, süße Seele, laß dich grüßen!" — „Ich muß eilen, leb wohl, geliebte Sava! Liebe mich!"

Oft sind die Inschriften im Lupanar, in dem die vielen anstößigen Malereien keinen Zweifel über die ursprüngliche Bestimmung des Hauses lassen. Aber schon draußen lesen wir als Beischrift zu zwei großen, rotgemalten Schlangen, den Sinnbildern der am häuslichen Herde verehrten Laren (Schutzgötter), die Worte: „Otiosis locus hic non est, discede, morator!", durch welche müßige Gaffer zum Weitergehen aufgefordert werden, etwa im Sinne einer heutigen polizeilichen Mahnung: „Nicht stehen bleiben! Weitergehen!"

In derselben Straße, ebenfalls im Bereiche der neuen Grabungen, sieht man im oberen Stockwerk die nach der Straße zu geöffneten Speiseräume, zwischen deren Pfeiler man nur Spiegelscheiben einzusetzen braucht, um eine elegante Gaststätte wie so viele Speisehäuser in Neapel zu erhalten. Aber auch ohne damals noch unbekannten Luxus der Spiegelscheiben können hier equestria cenacula (kavaliermäßige Speisesäle), wie sie in einer Werbeinschrift angepriesen werden, vorhanden gewesen sein. Die Pompejaner waren fröhliche Zecher, wie wir schon gesehen haben. Solche Freunde eines guten Trunkes waren es, die folgende boshafte Wahlempfehlung unterzeichneten: „Den Vatia erbitten als Aedilen (Polizeidirektor) sämtliche Spättrinker (seribibi universi). Es empfehlen ihn auch alle Schläfer und Spitzbuben."

Viele dieser Schenken hatten auch Zimmer zum Uebernachten, aber Plinius, der zur Zeit des Unterganges von Pompeji schrieb, weiß zu berichten, daß es in diesen Herbergen „aestiva animalia" (sommerliche Tierchen) gab. In manchen besser eingerichteten Gasthäusern finden sich auch steinerne Betten, die aber zum Liegen bei Tisch dienten, während die einfachen Leute auf Stühlen saßen.

Anekdote

Es war lange Zeit vor dem Weltkriege. Damals stand in Augsburg als Kommandeur des dortigen Chevaulegerregiments Adolf von Muffel, der seines scharfen Witzes wegen gefürchtet und berühmt war.

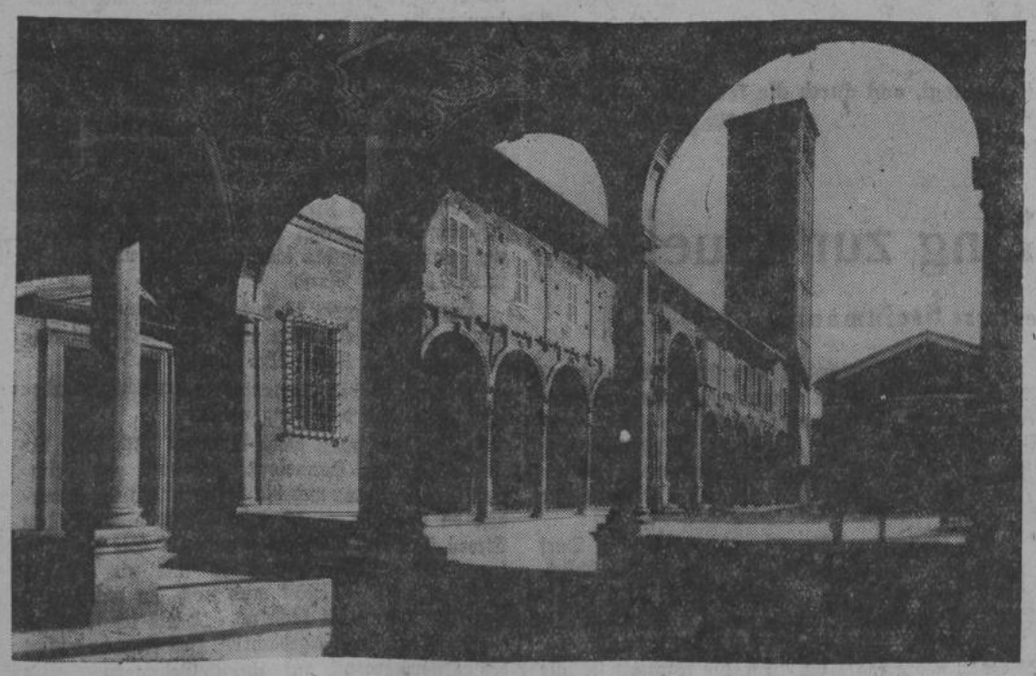
An einem Morgen hatte er dem Exerzieren seiner Eskadronen zugesehen. Sah er nun an diesem Tage alles schärfer an als sonst oder waren die Leistungen der Soldaten tatsächlich schlechter als gewöhnlich — Muffel geriet in eine immer schlechter werdende Stimmung, und seine umwölkte Stirn ließ die Offiziere Böses ahnen.

Nicht mit Unrecht. Nach Schluß der Uebung rief er die Offiziere zur Kritik zusammen und putzte sie gehörig herunter. Düster blickten die Offiziere vor sich hin und atmeten auf, als sie ihr Chef endlich in übelster Laune und mit knappem Gruß verabschiedete und hinwegritt.

Er mochte erraten, was sich seine Offiziere dachten, denn kaum war er etliche Schritte von ihnen entfernt, als er sein Pferd anhielt, sich noch einmal umdrehte und zurückrief:

„Sie mich auch, meine Herren!!"

Worauf er endgültig abtrabte.



La Canonica di Sant' Ambrogio del Bramante

Verlag: C. Jos. Laumanns, Verlagsleiter: Friedrich Karl Laumanns, Hauptschriftleiter: Emil Reuber, Anzeigenleiter: Hermann Schlepphorst, alle in Lippstadt. — Anzeigenpreis: 8 Rpf. pro 46 mm breite Anzeigenspalte. — Anzeigenpreisliste Nr. 3.

Heiratswünsche im III. Sonntag finden stets Beachtung

Große Zuchtvieh-Versteigerung
in **Münster (Westfalen)**
(Halle bei der Halle Münsterland)
am 23. und 24. April 1941.
Zur Versteigerung gelangen:
Mittwoch, den 23. April 12 Uhr
150 hochtrag. Färsen und Erstlingskühe
Donnerstag den 24. April, 11 Uhr
200 gekörte Bullen
des **rotbunten** Tieflandschlages
Alle Tiere stammen aus seuchenfreien Beständen, sind gegen Maul- und Klauenseuche schutzgeimpft und auf Bazillus Bang untersucht.
Westfälisches Rindersiammbuch der Rotbunlzüchter Münster (Westf.), Engelstraße 40, Fernruf 20525.

